Für unsere Frauen.

Der Frauen Reden und Schreiben.

„Schreibe wie du sprichst" lautete eine alte, allgemein bekannte Regel und Redensart. Wir möchten nun untersuchen, ob dieses Gebot nicht etwa bereits unmodern geworden, und ob dasselbe überhaupt je für Frauen berechnet und bestimmt war. Da man aber von Niemandem, also auch von weiblichen Wesen nicht gut ein unparteiisches Urtheil über das eigene Wollen und Können erwarten kann, so thuen wir wohl am besten, die Ansichten eines Mannes von Fach einzuholen. Schon jüngst haben wir denselben in Cesare Lombroso, und die seinem neuesten Werke entnommenen Anschauungen über Wahrhaftigkeit und Lüge unseren verehrten Leserinnen vorgeführt, und können auch in Bezug auf das Sprechen und Schreiben der Frauen nur wieder „Das Weib", dasselbe allerneueste Buch, welches als das Ergebniß jahrelanger gewissenhafter Studien zu betrachten ist, zu Rathe ziehen. Dort soll über das Weib in Wort und Schrift folgendes zu lesen sein:

„Die Redegabe, und ganz besonders die Rede in ihrer primitivsten Form, als Geschwätz, ist beim Weibe in hohem Maße entwickelt. „Wie die Hündin mehr bellt als der Hund", sagt Delaunay, „so ist auch das Weib geschwätziger als der Mann". Man hat beobachtet, daß kleine Mädchen früher sprechen lernen als Knaben, daß die Greisin länger ihre Geschwätzigkeit behält und später einsilbig wird als der Greis. Diese Seite der weiblichen Psychologie ist, weil sie so sehr deutlich zu Tage tritt, Gegenstand der allgemeinen Erfahrung geworden und hat sich in unzähligen Sprichwörtern krystallisirt. Bekannt ist der Ausruf des griechischen Philosophen Xenarch: „Wie glücklich sind die Grillen, denn sie haben stumme Weiber!"

Dagegen schreibt bekanntlich die Frau weniger als der Mann; und daß dies nicht eine Folge der Umstände, sondern durch die geringere Entwickelung ihrer graphischen Centren bedingt ist, beweist die Thatsache, daß man die bei Knaben so häufige und so instinktive Neigung, sich überall einzuschreiben, Alles vollzukritzeln, bei Mädchen sehr viel seltener findet.

Nur im Briefschreiben — in dieser Art von geschriebener Conversation, die als solche ganz zu dem Wesen des Weibes paßt — werden die Männer vielleicht von Frauen übertroffen, die ihrem Unterhaltungsbedürfniß gern auf diese Weise Luft machen. Daher die Anmuth, aber auch die Weitschweifigkeit der Briefe aus der Feder auch nur einigermaßen gebildeter Frauen.

„Niemand wird bestreiten", sagt Lafitte, „daß dieFrauen uns im Briefstyl überlegen sind. Wie kommt das? Wir Männer schreiben einen Brief mit kaltem Blut, wie man eine Denkschrift, einen Bericht abfaßt, während die Frauen immer unter dem Eindruck der Thatsachen stehen und Allem, was sie schreiben den Stempel ihrer eigenen Persönlichkeit aufprägen; so treffen sie immer ohne große Mühe und ohne rhetorischen Aufwand den Kern einer Sache."

Aus dem von Professor Lombroso wie von seinen Gewährsmännern Gesagten geht klar hervor, daß wir nur schwatzen, aber durchaus nicht reden können, wenn wir also der entschieden antiquirten Regel gemäß so schreiben wollten, wie wir sprechen, würden wir auch auf diesem Gebiete nur werthloses Geschwätze hervorbringen müssen. Also fort in die Rumpelkammer mit der alten Redensart! Vielleicht finden wir an der Hand unseres cäsarischen Bewunderers eine neue, bessere Regel.

Wir erfahren von ihm, daß wir weniger schreiben, als der Mann, so wäre es äußerst rathsam, wir möchten dieselben Grundsätze auch auf das Reden übertragen und weniger reden als die Männer, dann brauchten unsere modernen deutschen Gatten nicht mehr gemeinsam mit den alten Griechen die Grillen zu beneiden, wenn wir selbst uns eine solch grillenhafte Schweigsamkeit auferlegen wollten. Und da man schließlich nicht umhin kann einzuräumen, daß wir wenigstens die Kunst des Briefschreibens verstehen, so müssen wir zu der logischen Folgerung gelangen, daß die allgemeine Redensart „Schreibe wie du sprichst" heute nicht mehr für uns Frauen gemeint sein kann, und wenn sie jemals früher von uns angewendet wurde, nur dazu beigetragen hat, uns in dem allerungünstigsten Lichte zu zeigen. Wir können besser schreiben als reden, folglich muß sich die geringere Rednergabe der Frauen an ihrem besseren schriftstellerischen oder selbst nur briefstellerischen Talent emporzuranken suchen.

Für uns Frauen soll also von nun an heißen „Sprich wie du schreibst", und indem wir die Grundformel verändern, kann daraus vielleicht auch noch in jeder anderen Beziehung nur Gutes resultiren. Wir werden uns bemühen, die Fehler abzulegen, welche wir, jetzt ist es klar zu ersehen, nur diesem altmodischen falschen Grundsatz zu verdanken haben, nämlich die Weitschweifigkeit unserer Schriftsprache, die ja bisher nur geschriebene Conversation war. Dagegen werden wir versuchen, die gerühmte „Anmuth" unserer Feder auch auf unsere Worte zu übertragen, und vielleicht auch möglich machen, was den meisten deutschen Frauen bisher noch abgeht, den Stempel ihrer eigenen Persönlichkeit sowohl bem gesprochenen wie dem geschriebenen Worte aufzuprägen, und also „ohne große Mühe und ohne rhetorischen Aufwand doch den Kern einer Sache" auch mit unserer Rede zu treffen im Stande sein. Dann wird der Lombroso des zwanzigsten Jahrhunderts in aufrichtigster Bewunderung sowohl die Schreibe- als Redekunst des Weibes rühmend hervorzuheben gezwungen sein.

Gas und Elektricität.

Ueber Gasbeleuchtung und elektrische Beleuchtung vom hygienischen Standpunkt aus veröffentlicht Professor von Pettenkofer eine längere interessante Betrachtung, aus der wir Folgendes wiedergeben: Der Einfluß der Beschaffenheit des Lichtes auf die Sehschärfe und den Farbensinn ist bekannt. Während bei Gaslicht die Sehschärfe um etwa ein Zehntel herabgesetzt ist, kommt dem elektrischen Licht sogar gegenüber dem Tageslicht ein gewisser Vorzug zu. Noch günstiger gestaltet sich das Verhältniß für das elektrische Licht bezüglich des Farbensinnes, denn letzteres erhöht den Roth-, Grün-, Blau- und Gelbsinn. Dieser Vorzug kommt allerdings nur dem Bogenlicht zu, während das Glühlicht sich in dieser Beziehung mehr dem Gaslicht nähert. Der größere Reiz, den das von einer kleineren Fläche ausgehende und deshalb stärkere elektrische Licht auf das Auge ausübt, ist ein Nachtheil desselben gegenüber dem. Gaslicht. Allerdings läßt sich diesem Uebelstand durch matte Glasglocken begegnen, doch verliert das Licht dabei mehr als ein Fünftel seiner Helligkeit. Auch durch Anwendung von Schirmen kann die Blendung des Lichtes bewirkt werden, und hier empfiehlt das elektrische Licht besonders dadurch, daß die Lichtquelle dem Lesenden oder Schreibenden viel näher gebracht werden kann als Gaslicht, denn der Unterschied in der Wärmeerzeugung ist zwischen den elektrischen Brenner und der Gasflamme ein sehr bedeutender. Ein Edisonbrenner von 27 Kerzen Helligkeit entwickelt in einer Stunde 46 Wärmeeinheiten, gegen 908 Wärmeeinheiten, so daß bei elektrischer Beleuchtung nur der zwanzigste Theil jener Wärme entwickelt wird, welche Gas erzeugt. Während jedes Leuchtmaterial die Güte der Luft beeinträchtigt, indem Sauerstoff verbraucht, Kohlensäure und Wasser an dieselbe abgegeben wird, verhält sich das elektrische Licht vollkommen anders. Es ändert an der Zusammensetzung der Luft garnichts, es verdirbt die Luft nicht im Geringsten. Der Nachtheil, den das Gaslicht in dieser Beziehung gegenüber dem elektrischen Licht hat, läßt sich allerdings durch ausgiebige Lüftung und durch Abführung der Verbrennungserzeugnisse des Gases beschränken und vermindern. Es wäre schwer zu sagen, ob die eine Industrie in der Zukunft die andere ganz verdrängen wird; aus der geschichtlichen Entwickelung unseres Beleuchtungswesens könnte man dies nicht schließen, denn noch heute leuchten der Holzspahn und die Kerze, die Oellampe und das Petroleum, die Gasflamme und das Bogenlicht friedlich nebeneinander.

In der Gemeindekochschule.

Mutter: Gefällt es Dir in der Kochschule?

Tochter: Nein, das Fräulein läßt mich immer aufessen, was ich gekocht habe.

* * *

Lehrerin: Bertha, hast Du Deinem Vater schon gesagt, daß Du Kochstunden nimmst?

Bertha: Nein, was soll ich ihm Angst machen?

* * *

Schülerin: Jetzt habe ich aber etwas Schönes gekocht.

Lehrerin: Was ist es denn? Suppe oder Gemüse?

Schülerin: Das weiß ich noch nicht.

Quitt? Herr Kandis, ein reich gewordener Kolonialwaaren-, nebst Wein-, Tabak- und Cigarren-Händler, hat an den Restaurateur Panschmann eine Forderung von 70 Mark, die er aber trotz eifrigen Mahnens nicht beitreiben kann. Schließlich kommt er auf den Gedanken: Wollen's abfaufen! Mit ein paar Freunden geht er zu Panschmann in die „Füße Heimath" und läßt Sekt anfahren, ein Flasche nach der andern. Als er merkte, daß die 70 Mark voll sind, ruft er: „Du, Panschmann!" — „Jawohl!" — „Wie viel hab' ich?" — „Siebzig Mark!" — „Soviel viel bist Du mir ja schuldig!" — „Jawohl!" — „Dann sind wir also quitt!" — „Jawohl!" — „Der Sekt war aber gut! ..... Sag' 'mal, wo hast Du den her?" — „Den hab' ich von Dir 'rüberholen lassen!" — „Wa' ....? Anschreiben lassen?!!" — „Jawohl!"

— Doch soviel. — „Es ist gestern Abend in unserm Verein beschlossen, am Sonntag einen Ausflug nach dem Marienholz zu machen und dort ein Frühstück und Tänzchen zu veranstalten. Es sollten dazu unsere Bekannten eingeladen werden, und jeder zu dem Frühstück etwas mitbringen. — Hast Du Lust mitzukommen?" — „Gewiß!" — „Wirst denn auch etwas mitbringen?" — „Ja, sicher." — „Was denn?" — „Einen tüchtigen Hunger!"

— Merks! Sage von einem Weibe: „Es ist so schön, daß man wünschen möchte, es wäre auch so gut" und Du hast eine Schmeichelei gesagt. Sage: „Wenn sie doch schön wäre, wie sie gut ist!" und Du hast sie beleidigt.

— Gute Antwort. Vater: Sagen Sie, was berechtigt Sie denn eigentlich, um die Hand meiner Tochter anzuhalten? Bewerber: Herr.....ich kann ohne sie nicht leben! Vater: Das glaube ich schon, — aber warum mutz ich denn gerade Ihr Nährvater sein?!

Das Buch der vier Könige.

Ein Stückchen Culturgeschichte.

Wer hat noch nicht in dem „Buch der vier Könige" auch „des Teufels Gebetbuch" genannt, geblättert, d. h. an einem Kartenspielchen theilgenommen? Die alte Jungfer, welche mit ihrem Mops auf dem Schoß, Patience legt; die Kinder, welche sich beim schwarzen Peter amüsiren; der biedere Spießbürger, dem eine Partie Schafskopf, Sechs und Sechzig oder Solo Bedürfniß ist wie das tägliche Brod; unsere jungen Damen und Herren, welche dem Progressive Euchre huldigen; Bruder Studio und der „gebildete" Deutsche, für den der Stat das Alpha und Omega der Unterhaltung bildet; die Verehrer des vornehmen Whist und L'Hombre — für Alle würde unsere schöne Welt der Vollkommenheit ermangeln, falls sie der Karten entbehren müßten. Für den modernen Raubritter sind die Karten gleichsam heimtückische Waffen, mittels welcher er seine Opfer ihres Hab und Guts beraubt.

Wann sind die Karten erfunden? Ueber diese Frage ist von Alterthumsforschern viel hin und her gestritten worden, ohne daß eine Antwort, die über allen Zweifel erhaben ist, gegeben worden wäre. Die erste beglaubigte Erwähnung der Spielkarten datirt aus dem Jahre 1392, in welchem der Schatzmeister Kaiser Karls des Sechsten von Frankreich in seinem Ausgabebuch eine Zahlung für drei Spiele Karten in „Gold und Farben" an den Maler Jacquemin Gringonneur verzeichnet hat. Daraus kann man aber nur mit Bestimmtheit auf die Art der damaligen Herstellung der Karten, aber nicht auf ihr Alter schließen, denn die „Royal Asiatic Society" in London besitzt in ihren Sammlungen ein Spiel Karten, welches mindestens 1000 Jahre alt ist. Daß diese Karten zum Spielen gebraucht wurden, kann nicht bezweifelt werden, wiewohl die gelehrtesten Archäologen sich vergeblich bemüht haben, die Bedeutung der einzelnen Blätter zu erforschen. Das Spiel hat acht verschiedene Farben. Die Könige reiten auf Elephanten, die Beziere auf Tigern, Pferden und Stieren; Als ältestes Kartenspiel wird das heute noch in Oesterreich-Ungarn mit Vorliebe cultivirte Tarok, das in Bologna erfunden sein soll und für dessen Namen eine etymologische Erklärung fehlt, angesehen. Die alten Spiele enthielten meist 22 Taroks. Andere umschlossen auch wohl 40 bis 50. Die Karten, in der Regel wappengeschmückte Bilder in ganzer Figur oder symbolische Darstellungen der verschiedenen Stände und Beschäftigungen, waren am oberen Rande gewöhnlich mit einer Nummer versehen, während man unten eine Inschrift in französischer Sprache anzubringen vermochte. Außer diesen Taroks gab es noch eine Reihe anderer Figurenkarten, an die sich endlich 40 Nummernkarten anreihten. Diese alten Tarokspiele waren ziemlich schwer zu handhaben, vor Allem die venetianischen, welche manchmal 80 bis 100 Kartenblätter umfaßten. Etwas weniger voluminös präsentirten sie sich in Spanien, Frankreich und Deutschland.

Japanesische Karte.

In Gestalt und Format erwiesen sich die alten Spielkarten außerordentlich verschieden. Alle waren jedoch steif und unbiegsam; zumal die Engländer bedienten sich wahrhafter Colosse von Karten. Viel zierlicher und dünner waren dagegen die französischen Kartenblätter. Eines der im Britischen Museum in London aufbewahrten altfranzösischen Kartenspiele zeigt Blätter von noch nicht zwei Zoll Länge und einem Zoll Breite. Dabei ist das Papier, aus welchem sie hergestellt sind, so dünn, daß man das ganze Spiel bequem in der Handfläche bergen kann. Das Format der alten Karten war entweder ein regelmäßiges Viereck oder ein sehr längliches. Die altarabischen Karten hingegen waren meist kreisrund, mit einem Durchmesser von zwei bis drei Zoll. Von außerordentlicher Zierlichkeit müssen die Hindu-Spielkarten gewesen sein Ein in der Sammlung des Britischen Museums befindliches Hindu-Kartenspiel aus dünnen Silberplättchen ist kaum halb so groß, als eine Briefmarke. Die Kartenfarben spielten von Anbeginn eine eben solche große Rolle wie heute. Die Italiener hatten diesen Farben die Benennung Gelbsucht („Coppe"), Münze („Danari"), Stock („Bastone") und Schwerter („Spade") gegeben. Die heutige Bezeichnung der französischen Kartenfarben — Coeur, Carreaux, Trefle, Pique — stammt schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wie alt die deutsche Bezeichnung Herz, Schellen, Kreuz und Schippen ist, läßt sich nicht mit Gewißheit feststellen. Die in Kostüm und Stellung so grotesken, phantastischen Gestalten, welche noch heute auf den Kartenbildern vorwalten, datiren aus dem siebzehnten Jahrhundert. Schon zweihundert Jahre früher gab es jedoch Karten, deren Figuren von Künstlerhand entworfen wurden, und die sich durch correcte und elegante Zeichnung der Gestalten und geschmackvolle Anordnung der Umrahmung auszeichneten. Die Sammlung des Britischen Museums weist eine Reihe von Kartenblättern auf, die in die Kategorie

Portugisische Karte vom Jahre 1636.

der Kunstwerke gehören; so ein Spiel Karten, welches im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts im Auftrage des Herzogs von Mailand hergestellt und mit 1500 Dukaten bezahlt wurde. Das Spiel ist mit der Hand in Gouachefarbe gemalt und zeigt allegorische Figuren der griechischen Götterlehre, umgeben von reichen Arabesken von Thier- und Vögelköpfen. Interessant sind auch einige uns überlieferte Kartenspiele aus dem siebzehnten Jahrhundert. Das Britische Museum besitzt z. B. eine „grammatische" Karte aus der Zeit Karls des Zweiten von England, in welcher die Farben oben in der linken Ecke, die Nummern am oberen Rande rechts und die Könige, Damen, Buben und Aß durch Brustbilder von regierenden Häuptern jener Zeit bezeichnet sind. Auf dem Haupttheil eines jeden Blattes aber befinden sich die Regeln der Grammatik abgedruckt. Ein überzähliges Kartenblatt enthält folgende Erklärung: „Diese Karten sind erdacht, um die Hauptregeln der Grammatik mitzutheilen, d. h. Orthographia, Prosodia, Etymologia und Syntaxis, also daß die Karten zu einer Recapitulation bemelderter Lehren dienlich werden, während sie zugleich sich zu allen in England gebräuchlichen Kartenspielen gebrauchen lassen." Ein zweites altes Kartenspiel dient zugleich zur Auffrischung geographischer Kenntnisse. Dort zeigt Herzaß z. B. eine Landkarte des gesammten Europa, während Herzkönig eine Ansicht von London präsentirt. Auf einer weiteren Karte führen die Könige die Namen Carl, David, Alexander, Cäsar; die Damen heißen Judith, Pallas, Rachel, Argine; die Buben: Hektor, Ogier, Lahire und Lancelot. Ein Spiel Karten aus dem siebzehnten Jahrhundert gibt zugleich Anweisungen zum Tranchiren der verschiedensten Gerichte. Herzaß enthält dazu die Anleitung: „Durch diese Karte kann jeder Mensch, ob Mann, ob Frau, die Kunst erlernen, nach welcher die gebräuchlichsten Gerichte gebührendermaßen zerlegt werden, und in Erfahrung bringen, mit welcherlei Saucen und Garnituren sie auf den Tisch zu setzen sind." Auf den einzelnen Blättern befaßt sich der Herzkönig z. B. mit dem Zerlegen eines Ochsenviertels, Schellenkönig mit dem Tranchiren eines Truthahns u. s. f.

Die alten Nürnberger Karten aus dem vorigen Jahrhundert sind auch sehr viel mit allegorischen Figuren geschmückt, denen allerlei mystische Sinnsprüche beigefügt wurden.

Interessant waren die französischen Kartenbilder zu jener Zeit, wo Königreich, Republik und Kaiserthum auf einander folgten. Nachdem die Bourbonen gestürzt, wurden auch die unschuldigen Karten — Könige, Damen und Buben — in die Acht erklärt und durch berühmte Volksmänner, Volksheldinnen und Sansculotten ersetzt. Moliere, La Fontaine, Voltaire und Rousseau wurden mit Vorliebe statt der Könige verwendet, während Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit an Stelle der Königinnen rückten. Napoleons des Ersten Adlerblick wendete sich auch den Spielkarten zu, und der Maler Jacques Louis David wurde beauftragt, Entwürfe zu neuen Kartenbildern zu bringen, bis dann die wiederkehrenden Bourbonen die von den Kartenspielern längst zurückersehnten altvertrauten Kartenbilder, die Könige und Königinnen mit Lilien geschmückt, wieder zurückriefen.

Baumwoll-Karte.

In Deutschland werden in neuester Zeit „socialdemokratische" Karten fabricirt, auf denen es selbstverständlich keine Könige gibt.

In unserem Lande und zwar in New York im Jahre 1848 wurde der Versuch gemacht, Präsidenten statt der Könige zu substituiren. Washington regierte Herzen, John Adams Schellen, Franklin Schippen und Jefferson Kreuz. An Stelle der Königinnen traten Venus, Fortuna, Ceres und Minerva, während berühmte Indianerhäuptlinge die Stelle der Bauern einnahmen. Allein diese Neuerungen hielten sich auf die Dauer nicht. In den Südstaaten der Union waren Karten mit der Baumwollenpflanze auf der Rückseite viele Jahre lang im Gebrauch. Eine der hübschesten Zeichnungen dieser Art wurde in den Fünfziger Jahren prämiirt und ein Spiel kostete $10 in Gold. Die alten Dampfboot-Karten, welche speciell für den Gebrauch auf den Mississippi-Booten gezeichnet wurden, waren ebenfalls sehr populär. Während des Bürgerkrieges wurden für Herz, Schellen, Kreuz und Schippen der Zouave, Tambour, Monitor und Merrimac substituirt, so daß zum Beispiel die Schippen-Neun diese Anzahl von kleinen Bildern des Monitor zeigte. Auch Karten mit der Bundesfahne bzw. Conföderirtenfahne auf der Rückseite wurden damals viel gebraucht. Ein später gemachter Versuch, statt der barocken Könige und Königinnen schöne Männer und Frauen in königlicher Tracht zu substituiren, schlug vollständig fehl und kostete dem Fabrikanten $15,000.

Monitor-Karte.

Eine interessante Karte neueren Datums, welche eine große Spielkartenfabrik in London zur Zeit der versuchten Reformation der Spielkartenbilder in Umlauf setzte, hatte die folgenden Zeichnungen:

Als CarreauKönig fungirt der Prinz von Wales, als Coeurkönig der König der Belgier, als Piquekönig der Kronprinz des deutschen Reiches und als TrefleKönig der König von Italien. Als Coeuraß erscheint die Königin von England, als Piqueaß der Präsident der Vereinigten Staaten, als Carreauaß der Kaiser von Rußland und als Trefleaß der deutsche Kaiser. Die Coeurdame wird von der Prinzessin von Wales, die Trefledame von der Kronprinzessin von Preußen, die Carreaudame von der Königin von Griechenland und die Piquedame von der Kaiserin von Oesterreich repräsentirt. Die vier Buben sind: ein schottischer Dudelsackpfeifer, ein Gendarm, ein blondbärtiger Schweizer Führer mit Seil und Alpenstock und ein spanischer Stierkämpfer. Diese „internationale" Karte ist tiefblau und trägt in Golddruck das englische Wappen vereint mit dem koburg-gothaischen, unter diesem der Heilige Georg mit dem Drachen und der deutsche Doppeladler. Das Ganze ist umringt von einem Kranz aus Eichenblättern, Eicheln, Disteln und Kleeblättern.

Union- und Considerations-Karte.

In der neuesten Zeit wird mit Spielkarten wieder großer Luxus getrieben. Vornehme Clubs lassen ihre Karten auf Bestellung anfertigen und dieselben mit dem Clubmonogramm verzieren, während Mitglieder der Aristokratie (wenn auch nur „Shoddy") ihre Wappen dazu verwenden. So hat erst kürzlich ein New Yorker Geldaristokrat Karten im Werthe von $1000 für seinen Hausgebrauch anfertigen lassen.

Mit den neuen Erfindungen hat die Fabrication von Spielkarten in allen Culturländern und besonders in unserem Lande eine riesige Ausdehnung angenommen. Schon in den Fünfziger Jahren, während das Goldfieber den gewaltigen Völkerstrom nach Californien lenkte, wurde das Jahresproduct auf neun Millionen Spiele geschätzt; nach dem Kriege fiel die Fabrication auf ca. fünf Millionen und zur Zeit mag dieselbe wieder auf ungefähr das Doppelte gestiegen sein.

Der Renommirschlüssel.

Frau Hosenau: So, da hast Du den alten Schlüssel! Du kannst jetzt unter den Freunden renommiren, so viel Du willst; das Schloß habe ich ändern lassen.

Todtenzauber der See.

Von P. G. Heims.

Sie lockt doch immer wieder, die ewige See; ewig schön, ewig frei; fürchterlich und bestrickend. Es kommt so tausenderlei zusammen, was ihr den Zauber gibt, den sie einmal ausübt. Ihre beständige Unruhe, ihr Schmeicheln und Drohen, ihre Milde und ihre Gewalt: all die Gegensätze, die sie in sich vereinigt, sind's, die immer und immer wieder Sinn und Herz anziehen, verführen.

Wenn einer freilich aus Furcht vor der Seekrankheit vom ersten Tage bis zum letzten, so lange er an Bord ist, in der Koje liegen bleibt, der wird nicht viel Gutes von ihr erzählen; gegen solche Gäste ist sie nicht sehr zuvorkommend, aber wer vertraut mit ihr geworden in jahrelangem Verkehr, dem offenbart sie sich in ihrer ganzen Stolzen, wenn auch manchmal etwas herben Schönheit.

Was die alte Nordsee wohl gesagt hat, als das Wikingsschiff über sie hinfuhr, nach Chicago, zur Weltausstellungen? Es war lange her, daß sie dergleichen gesehen, bald an die tausend Jahre. Die Drachen der trotzigen, blutigen Seehelden verschwanden von der See; und mit einemmal taucht am Horizont aufs Neue das hochgehobene Haupt solches drohenden Unthiers über dem blauenWasser auf und macht verwegen seinen Weg über den Atlantischen Ocean; ein gutes Zeichen, daß doch trotz Dampf und Maschine der Seemann, der wagemuthige, sturmvertraute, nicht ausgestorben ist, der darauf gefaßt ist, wenn's sein muß hinüberzugehen zu „Nan", der Todesgöttin.

Nordsee — Mordsee! Da oben in der „Jammerbucht", an der Spitze von Jütland, da hat der Sturm, der heulende, brausende, sausende — Odins wilde Jagd! — manch gutes Schiff auf den Strand getrieben im Laufe der Jahrhunderte, und wer möchte sie nennen und zählen, die da, unbekannte Fremdlinge, als Leichen auf den Dünenstrand gespült sind! — Auf Sylt, in den Dünen am Strand, da ist auch ein einfacher Kirchhof zu schauen: „Heimathstätte für Heimathlose" ist da zu lesen. — Wo sind sie ausgesegelt, um hier im Norden ein einsames Grab zu finden, die da im Sande ruhen? und in welcher Sprache haben einst die Mütter ihr Lied gesungen über der Wiege, denen hier der heulende Schneesturm das Leichenlied sang?

Sturmnacht im October. Schwere, triefende Wolken, hoch daherrauschende Seen, tiefe Wellenthäler, ein Brausen und Spülen, ein Ueberkämmen und schäumiges Rieseln. Wie der Schaum, der salzige, auf dem Wellenkamm durch die Nacht leuchtet mit weißem Glanz; sonst alles in Dunkel und lichtlose Finsterniß gehüllt. Und in dem Dunkel und in dem weißen Schaum da schwebt ein dunkles Etwas auf und ab; schlingernd und stampfend, ohne Segel, mit der Reeling Wasser schöpfend an Backbord und Steuerbord, wild umhergeworfn wie eine Nußschale, nun eine See übernehmend, daß es am Deck siedet und brauset und zischt, bis die Wasser sich verlaufen durch die Speigatten in milchigen Strömen. Aufrecht und riesenstark steht einMann am Ruder und hält das Steuer mit eiserner Hand,und mit der andern wischt er sich den beißenden Salzschaum unterm Rand des Südwesters aus den Augen, die unverwandt hinausstarren in die wilde Sturmnacht. Er hält das Fischerboot vor der See, daß es nicht dwars zur See zu liegen kommt — dann kenterts. Segel kann es nicht führen, der Sturm risse sie in Fetzen und bräche den Mast. Ab und zu thut sich das Luk ein wenig auf und ein Kopf erscheint vorsichtig über Deck, immer klar zu verschwinden unter dem schnell geschlossenen Luk, daß die See nicht ins Schiff läuft. Der Mann athmet auf, wie die kalte, nasse Luft seine Stirne trifft, und der salzige Sprühregen thut ihm wohl, da unten unter Deck bei dichtverschalkten Luks ists fürcherlich. Kaum daß der Thrankrüsel die matte Flamme in der stickigen Luft nähren kann, wie er unter Deck hin- und herpendelt, trüben, gelben Schein über den engen Raum breitend, noch gedämpft durch die Wolken vom Tabak, der in den Kreidestummeln schwält, und zu dem betzenden Rauch der Geruch von Schnaps und die thrangetränkten Stiefel der Fischer, die ruhig dort unten hocken:

Leid, schweig, trag, laß übergahn,
Das Wetter will seinen Willen han!

„Brar! Lat mi rup! Nu is't Tid!"

„Nee, blim man, wo Du büst, it kann noch!"

„Dat's 'n bulle Wedder vun Nacht."

„Ja woll" — tönt's einsilbig zurück — „gahn man dahl!"

„Gott's ein Dunner!" klingt es gedämpft vom Luk her — da kommt eine See herangerollt, mächtig, mit donnerndem Rauschen, lang, lang gestreckt: alles weiß, es braust und wettert um den Mann am Ruder, mit beiden Fäusten faßt er die Pinne und stemmt die Füße gegen die Reeling: halt das Ruder!! daß die wüthende See halb von achtern das Schiff packt und unter ihm wegschießt: nun kommt sie, nun siedet's um ihn, über ihm: aus Nacht ein dunkler, schaumgekrönter Wasserwall sich heranwälzend.... und nun bricht er in sich zusammen, tosend, wetternd und schmetternd heult der Sturm dazu auf: eine ungeheure Last von Wasser — wer kann sie wägen —stürzt über Deck: krachend bricht der Mast; mit eisernem Griff umkrampfen die Finger des Steuernden die Pinne, aber riesenmächtig packt ihn der wüthende Strudel, reißt es ihn aufwärts, die Hände lösen sich von dem naßschlüpfrigen Steuer, er will schreien, aber der kochende Strudel wirft ihm Wasser in den Hals. Und die See verläuft sich — aber es steht keiner mehr am Ruder — draußen, über der Tiefe, kämpft er den letzten Todeskampf, ungesehen, ungehört — und der Sturm singt stärker aus und es schmettert oben aus den nachtdunklen Wolken wie eine gewaltsam geschwungene schwarze Fahne.

„Wat's dat?" fährt Ole Jensen aus dem schweren Halbschlaf auf, in den ihn das Schlingern des Schiffes gewiegt: da poltern sie schon durcheinander; der Krüsel schlägt aus und gegen den Deckbalken — und die Flamme verlischt:

„Gott's ein Dunner! wi kentern!"

Tiefer legt sich der Kutter über — immer tiefer; will er sich nimmer wieder aufrichten? Ja, diesmal noch; aber nun wirft er sich auf die andere Seite; ein rasendes Spiel treibt die See mit ihm:

„Wat is dar los? Wo ist Brar? Steiht he nich mehr an't Stüer?" klingt es verworren aus dem lichtlosen Dunkel. „Mak de Luk up!"

Einer hat den Warpel gefaßt und schiebt ihn zurück; nun hebt er das Luk; ein wenig nur; aber da faßt der Sturm mit rasender Macht zu und drängt sich unter das Luk und reißt es dem Mann aus den Händen, daß es krachend zurück- und an Deck aufschlägt, und keine Menschenkraft könnte es halten. — Und eine zweite See stürzt über den Kutter her und begräbt den steuerlosen in Gischt und stürzt sich durch das offene Luk tosend, im breiten Schwall in den Raum: verhallendes Schreien, gurgelndes Stöhnen, ein Gluckseu und Schwabbern — der Raum ist beinah vollgelaufen.

Hui! heult der Sturm auf! Noch eine See; der Kutter arbeitet schwer; das Wasser steht an Deck; noch ein Heben der See, die nun einkommt, der Kiel dreht sich nach oben, die Reeling taucht unter Wasser; der Kutter ist gekentert, und Kiel oben treibt er vor Welle und Wind — — —

An Land rast der Sturm über die Häuser und wühlt in den Strohdächern. Er biegt die Pappeln, daß sie sich tief über die Hütten neigen und ächzend dem furchtbaren Zorn gehorchen, und fährt heulend durch den Schornstein und treibt die Funken, die auf dem Herd in der Asche glühen, stiebend auseinander.

In der Kammer liegt wachen Auges Moiken Wiebke, Brar, des Steuermanns, des über Bord gespülten, junges Weib. Angstvoll, die gefalteten Hände über der Brust gerungen, starrt sie in das Dunkel und horcht auf das wilde Rasen des Sturms. Jetzt läßt er nach. Das Schmettern und Brausen in der Luft hört auf; sie hört, wie draußen der Regen rieselt und an die Fenster schlägt, und hört, wie der Hund mit seiner Kette rasselt draußen auf dem Hof und wie er plötzlich in langezogenen Tönen zu heulen anfängt.— —

Sie richtet sich auf im Bett, zitternd; der Arm, mit dem sie sich abstützt, bebt, daß er sie kaum trägt: was ist das? Was wird's da so ficht? Was hebt sich da ab von der hellen Wand? Ihre Augen schauen starr dahin, sie kann den Blick nicht wenden: den Mund voll Seegras, das nasse Haar in die Stirn hängend, die Schuhe voll Sand, steht dort eine Gestalt, das Haupt gesenkt, die Arme schlaff herabhängend — und leise rieselt's von ihr herab und fickert aus Haar und Bart und breitet sich auf dem Fußboden aus — und die Wand hinter der Gestalt ist naß — und Moiken schaut mit sterem Blick hin und sie fühlt, wie das Grauen ihre Glieder kalt durchzieht und ihre Zunge vor Entsetzen gelähmt ist: sie kennt das Zeug, das er trägt, das har sie ihm herausgelegt, als er vorgestern an Bord ging; da unter dem rechten Arm der Flicken, den hat sie eingesetzt, zwei Tage nach der Hochzeit — und sie sind noch kein Jahr verheirathet! Wenn er nur das Gesicht heben wollte, aber die nassen Haare hängen so weit herab über die tiefgeneigte Stirn —

Der Hund ist still geworden; Moikens Athem geht laut und röchelnd, da hebt draußen der Sturm an mit erneueter Wuth und dazu ein Blitz, ein einzelner Schlag; taghell, mit bläulichem Licht, ist die Kammer erleuchtet; und hell im Licht steht die Erscheinung da — — da schlägt Moiken die Hände vors Gesicht und bricht mit gellem Aufschrei zusammen.

Brar hat Abschied von ihr genommen.

Sein Grab ist die Nordsee. Sie wird's nicht mit Blumen bekreuzen und kein Kreuz darauf stellen. Aber sie wird von den Dünen übers Meer hinschauen, in dem ihr Glück zuGrunde ging.

Es liegt mancher da unten. Und wird noch mancher da liegen. An der Westküste von Schleswig liegen die Halligen; die tief einsamen, nicht eingedeichten Inselchen im Wassermeer. Da wohnt mancher alte Seecapitän, der die Welt und sieben Dörfer gesehen und doch nirgend wo anders wohnen wollte, als auf der einsamen Hallig, auf der er geboren ward. So zieht auch die See die, welche ihr verfallen sind. Es werden immer noch Schiffe im Sturm zerschellen, und Orlogsdienst und Wikingsfahrt werden doch immer noch frische Herzen finden, die sich ihnen geben und stolz unter der Flagge stehen. Und sind schließlich 100 Fuß Wasser oder gar 6000 nicht ebenso gut, wie sechs Fuß Erde?

Die Militärschule in West Point, N. Y., wurde im Jahre 1802 gegründet.